ERÖFFNUNGSREDE_über den Beckenrand

Die Becken des Freibads Kiebitzberge, an deren Rändern wir uns heute treffen, gehen in die Winterpause. In die Winterpause, jedoch noch in keinen Winter*schlaf*, denn bevor das Wasser abgelassen wird, lädt eine Ausstellung, zu deren Eröffnung ich sie heute herzlich begrüßen darf, dazu ein, mittels Kunst *über den Beckenrand* zu sehen.
Die Mitglieder der dimension14 und ihre Gäste kehren hierzu, wie manche von Ihnen vielleicht wissen, ein zweites Mal zurück, um sich dem Ort in seiner ihm untypischen Stille künstlerisch anzunehmen.

Denn so wie Kiebitzberge seit seiner Eröffnung vor beinahe 40 Jahren ein in der Umgebung offensichtlich sehr geliebter sozialer Treffpunkt ist, so ist *das Bad* kulturgeschichtlich eine der ältesten Begegnungsstätten überhaupt. Die antiken Thermen waren in vieler Hinsicht demokratischer als die Polis selbst, in deren städtischer Mitte sie nicht selten und offen für tatsächlich *jeden* standen – für Männer, Frauen, Kinder und Sklaven, die sich alle gleichermaßen an dem großzügigen Prunk dieser frühen öffentlichen Einrichtungen freuen konnten.
Dort wie auch in den späteren mittelalterlichen und muslimischen Badehäusern verbrachte man häufig mehrere Stunden oder gar den ganzen Tag im Becken oder an dessen Rand und dies nicht allein zum Zweck der Reinigung, sondern für das allumfassende Retreat. Man aß, man trank, man traf sich, man vergnügte und entspannte sich.
Der moderne Kiosk, in dessen tropfender Schlange jeder von uns bereits auf seine Pommes wartete und die Liegewiese, auf der an einem heißen Tag ganze Romane verschlungen, Sonnenbrand wie -bräune kultiviert und träge vor sich hin gedöst wird, gehören so zum Genuss des kollektiven Badebesuchs seit jeher dazu.

Wenige Orte scheinen darüber hinaus mit der Sinnlichkeit ebenso anspielungsreich verbunden zu sein wie mit dem Schauder des Schreckens. Noch heute wage ich im Freibad kaum den Blick nach unten, denn die sich unablässig windende schwarze Trennlinie des Sportschwimmbeckens bereitet mir diffuses Unbehagen.
Das Becken und sein Rand sind Orte, an denen Sirenen singen, Athleten sich dehnen und Nymphen sich rekeln, in mythologischen Sagen wie in Hollywood. Nicht selten aber liegt an den Beckens Grund schließlich ein Toter – man denke an Jay Gatsby (am Ende) oder Joe Gillis in *Sunset Boulevard* (gleich zu Beginn).
Mittlerweile ist die einstige antike Piscine – der moderne Swimming Pool – auch zum Austragungsort zwischenmenschlicher Konflikte und soziokultureller Klassenkämpfe avanciert (wenn sie dies nicht immer schon gewesen ist). Ein eindrückliches Beispiel hiervon liefert *A Bigger Splash* in seinen diversen Ausführungen zumeist zähnefletschend zynisch von Hockney bis zu Guadagnino und Ruben Östlunds *Triangle of Sadness*.

Das Freibad Kiebitzberge allerdings entstand auf der Basis einer bis heute unablässig währenden solidarischen Kiez- und Kommunalkollektivität. Die Teilnahme an einem in der DDR mehrfach ausgeschriebenen Mach Mit-Wettbewerbe, deren programmatischer offizieller Titel „Schöner unsere Städte und Gemeinden" lautete, ermöglichte in den 70er Jahren und unter freiwilliger Mithilfe vieler engagierter BürgerInnen sowohl Baubeginn als auch Eröffnung eines Freibads für die Nachbarsgemeinden Stahnsdorf, Teltow und

Kleinmachnow.
Mit der Wende drängten sich Fragen der Trägerschaft und schließlich auch der Finanzierung von Sanierungsarbeiten auf. Vor gut zehn Jahren sah es einmal beinahe so aus, als würde das Freibad seine Tore schließen müssen. Erneut war BürgerInneninitiative gefragt, die sich auch zeigte – in über 7000 Unterschriften gegen die drohende Schließung und in der Gründung eines Fördervereins, der die Sanierungskosten sichern konnte. Nach dreijähriger Arbeit eröffnete das Freibad 2016 feierlich erneut.

In den vergangenen zwei Wochen wurde es für die dimension14 erneut zum Schauplatz und Bezugsort künstlerischer Auseinandersetzung mit dem Bad, dem Baden in seinen zahlreichen Facetten, deren Ergebnis diese Ausstellung ist.

Der Titel der Ausstellung – *über den Beckenrand* – scheint uns dabei vielleicht am unmittelbarsten aufgegriffen in der Arbeit von Andrea Grote. Ihre schemenhaften, geisterartigen Gestalten entsteigen und entwinden sich dem Wasser wie Cranachs Jungbrunnenbesucherinnen. Die heilende Kraft des *aqua vitae* durchzieht seit Jahrtausenden Sagen und Erzählungen vom Lebensquell und Lethe-Strom bis hin zum spätkapitalistischen Kult um das reinste, beste, feinste Mineralwasser. Und wenn auch das klarste kühle Nass einen gebrechlichen alten Körper nicht wieder in den Blütezustand ewiger Jugend zu versetzen vermag, so trägt sich doch der eigene Leib im Wasser leichter und man entsteigt dem Becken zuverlässig auch im hohen Alter mit einem belebten *Geist*.
Eine gleich doppelte kunsthistorische Referenz finden wir auch in der Arbeit von Anke Fountis, die in diesem, bereits vielgefeierten Caspar David Friedrich-Jahr einen Wanderer über dem Wellenmeer postiert hat. Die Figur dieses Hauptwerks der Romantik schaut in eine unbestimmte Ferne, in eine von Nebel verklärte, unerklärliche Welt – in sich selbst.

Die innerliche Selbstbeschau – eine Mutprobe (und Neurose) der Moderne – wurde hier bildlich geboren. Wir Kinder und Kindeskinder dieses romantischen Erbes vollziehen sie gewohnheitsmäßig täglich; und wie sollten wir auch anders, wo wir uns nicht länger weder auf einer Bergspitze noch auf dem 3-Meter-Brett unbeobachtet fühlen können. Oder wollen.
Doch wohin wir auch schauen, selten scheint sich die Kontur einer klaren Erkenntnis am Horizont abzuzeichnen. (Schon Friedrichs Wanderer bot sich wenig mehr als nebelreiche Hügellandschaften dar.) Vielmehr überfordert die von Globalisierung und Digitalisierung durchdrungene Welt in ihrer politischen Komplexität und der flirrenden Digitaloszillation zwischen Sein, Simulation und Simulacrum. Wir sind Digitalnomaden wie wir Schiffbrüchige sind und statt fixierter Ziele erkennen wir auf unseren Irrfahrten im immer wieder – manchmal besser werdenden – Scheitern wenig mehr als uns selbst. Den „Schiffbruch als Daseinsmetapher", wie ihn der Philosoph Hans Blumenberg einst formulierte, finden wir aufgegriffen in der Videoinstallation von Andréas Lang, in der sich eine spanische Karavelle ihre Irrwege durch nächtliche Nebel bahnt. Das Schiff ohne Hafen, mit ungewisser Zukunft veranlasst aber nicht nur zum philosophischen, sondern auch zum politischen Nachdenken über die vielen Boote, die seit so langer Zeit die gänzlich ungechlorten, ungezähmten Wellengänge des Mittelmeers passieren, beladen mit ebenso viel Hoffnung wie Verzweiflung.

Wie kann Raum geschaffen werden für die Hoffnungen und Träume *auch anderer* Schiffbrüchiger, die an fremden Küsten stranden?

In dieser Hinsicht erweist sich die Arbeit von Andrea Böning für mich beinahe wie ein Metakommentar. Sie wirft Fragen der Um-, Neu- und Zwischennutzung von Orten auf, an denen der Hauptbetrieb vorübergehend bereits „die Zelte abgebaut" hat. So wie die Kunst dieser Tage temporär im Freibad Kiebitzberge einziehen darf, lädt ihre Arbeit zum wilden Überlegen ein, wie auch andere Nomaden und alternative Zeltlager die Orte gesellschaftlichen Lebens temporär bereichern könnten – und was von Dauer sein kann.

Dass alles währt, was ewig wird könnte eine daraufhin geflüsterte Antwort der Skulpturen Sue Haywards sein, die im benachbarten Nichtschwimmerbecken sieben aufgestelzte Ringe aus dem Wasser ragen lässt, in deren Mitte jeweils ein schlankes, organisches Gebilde zu schweben – oder schwimmen – scheint. Tritt man näher, erkennt man diese als träumerische, jugendliche Körper; hingehauchte Lichtgestalten mit einem blassrosigen, beinahe durchscheinenden Inkarnat. Sie mögen uns an frisches, erstes Leben denken lassen, vielleicht auch an Evolutions- und Fortpflanzungsprozesse, an menschliches Leben überhaupt, das aber ohne Wasser gar nicht denkbar wäre.
Der Landgang der ersten Wirbeltiere vor 400 Millionen Jahren markiert den eigentlichen Beginn einer Möglichkeit des Homo Sapiens. Fortan schwamm und schwimmt noch immer alles, was mit unserer Entstehung zu tun hat. Die Spermien schwimmen zum Ei, der Fetus im Fruchtwasser, das Neugeborene noch problemlos im und unter Wasser und wir das ganze Leben – metaphorisch.
So gesehen verleihen nicht nur Haywards Ringe, sondern auch Susanne Ruoffs schwimmende Flip Flops im benachbarten Baby-Pool der Bezeichnung „Nicht-Schwimmerbecken" eine unverhohlen ironische Dimension. Wir alle waren naturgemäß *Schwimmende* und während Wale, Pinguine und Delfine vor 250 Mio. Jahren den Landgang wieder rückfährts ins Meer vollzogen, vollziehen wir den Wassergang nur noch gelegentlich und erst nachdem wir wiederlernten was wir einst verlernten.

Wieder schwimmen lernen – mit Anlauf über den Beckenrand taumeln und so unbeschwert, so selbstverständlich in den Wellen schaukeln wie Ruoffs bunt sandalettierte Styroporkacheln – das wäre eine Lebensanleitung.

Und wie wäre es, zur Abwechslung, gemeinsam schwimmen zu lernen? Obgleich seit 1984 eine anerkannte olympische Disziplin, wird das Synchronschwimmen noch immer ab und an belächelt. Aber welche Eleganz lag im japanischen Paartanz 1984 ober- und unterhalb der Wasserlinie! Welche Kraft im orchestrierten Wasserwirbel des diesjährigen chinesischen Gewinnerteams, wo der Kollektivkörper der Sieben Stand- und Sprungfläche der Achten wurde! Sich aufeinander einschwimmen, einzureihen in die Gruppe, sich begreifen als ein Glied vom Ganzen ist eine nicht minder glanzvolle Leistung als allein zu glänzen. Gesellschaftspolitische Mainstream-Diskurse unserer Gegenwart scheinen allerdings vielmehr bestimmt von Rhetoriken der Spaltung, der Zersplitterung, der Filterblasen und eines quasi tektonischen Auseinanderdriftens dessen, was wir einst solide glaubten; „die" Gesellschaft.
Gerade deshalb aber lohnt es sich, über Kollektivbildung als *kreativen* Prozess nachzudenken und den kaleidoskopischen Charakter des Kollektivs gegenüber seinem nivellierenden hervorzuheben – wie dies hier im Freibad die Wasserinstallation von Stephan Hüsch tut. Vielfarbige Splitter und Figuren, stets im Doppel, treiben hier leicht über die Wellen des großen unteren Beckens.

Nicht zuletzt ist das Freibad selbst Ausdruck gesellschaftlicher Vielfalt: hier wird Toleranz herausgefordert, hier werden Grenzen gezogen und verhandelt und dies zumeist entlang der zahlreich versammelten, zumeist spärlich bekleideten, bloß liegenden Körper. Kaum ein Freibadbesuch ohne die zumindest sekundenbruchteilige Empfindung von Scham oder Schaulust – sensible Erfahrungen, deren Ursachen ebenso intim und persönlich wie politisch sind.
Einen Eindruck von der auch körperlichen Vielfalt am Strand und Beckenrand kann man sich in den Figuren von Frauke Schmidt-Theilig verschaffen. Das Kopfnicken in Richtung eines offensichtlich großen Vorbilds – Max Beckmann – ist unübersehbar und im Rahmen dieser Ausstellung gleich doppelt zu verstehen, denn wenig schien den Maler so sehr anzuziehen wie das Meer. Gut hundert Ölgemälde Beckmanns sind erhalten, die das Meer zum Motiv bzw. Schauplatz alltäglicher, burlesker oder auch mythologischer Erzählungen machen. Beckmann, der odysseische Bourgeois, liebte vor allem das lichte, bunte Treiben der luxuriösen Seebäder vom niederländischen Scheveningen bis zur Cote d´Azur.
Seine Malerei erscheint mir stets, als wäre der Farbe selbst noch Mehl und Fett hinzugegeben. Das pudrige Weiß zerstäubt an kreideartigem Kohlrabenschwarz wie wenn ein Bäcker seine mehlbestäubten Hände im Gegenlicht zusammenschlägt. Die Wahrnehmung ist vollkommen satt, bestimmt, sinnlich überreich und kein bisschen saturiert.

Schmidt-Theiligs Malerei zeugt von einem ähnlichen Empfinden. Sie zeigt uns en detail, was Beckmann bei vielen seiner Stranddarstellungen nicht oder nur wenig interessierte: die Badegäste. Der aufgeräumte Herr im gelben Bademantel, der ansehnliche Bademeister, der voyeuristische Matrose – es sind Typen, mit sensiblem Empfinden geformte Stereotype, wie wir sie an jedem Strand, an jedem Beckenrand finden können; oder doch zumindest in den Wimmelbildern eines Ali Mitgutsch, der eine besondere Vorliebe für anarchische Freibadszenen hegte. Passenderweise begegnen sie uns dort, wo sich auch sonst alles versammelt und qua der eigenen (Bade-)Ausstattung zu erkennen gibt: auf der Liegewiese.

Es gibt auch zwei Arbeiten, die die buchstäbliche Tiefe des diesjährigen Themas in einem ganz formalen Sinne zu ergründen suchen. Die Malerin und Raumzeichnerin Claudia Busching greift das Motiv der schwarzen Trennlinie am Beckenboden und damit, wie Sie mittlerweile wissen, meine tiefsten Schwimmbadängste auf. Ihre vermeintliche schlangenartige Bewegung erhält die eigentlich geflieste Gerade nur durch Brechung ihres Bildes in der sich bewegenden Wasseroberfläche oder, wie bei Busching, durch die Raffung und den Faltenwurf eines vom Wind leicht bewegten Vorhangs *(Einschub Standort).*

Platon und Aristoteles entwickelten u.a. in Auseinandersetzung mit Sinneswahrnehmungen wie dieser – sie nannten sie Sinnes*täuschungen* – ihre folgenreichen Überlegungen zum Verhältnis von Seiendem und Sein, Ur- und Abbild, Bild und Wirklichkeit.

Wenn wir heute noch von *Täuschungen* und optischen *Illusionen* sprechen, verkennen wir jedoch – wie Platon – die Eigenwirklichkeit eines jeden Bildes. Realität bemisst sich nicht allein am physischen Vorhandensein einer Sache, sondern auch an der Mannigfaltigkeit ihrer bewusst und unbewusst wahrgenommenen Erscheinungen, u.a. in der Kunst.
In Science-Fiction-Filmen wie der *Matrix* und vor allem *Inception* befindet sich die Welt „wie wir sie kennen" in einem ganz buchstäblichen, bedrohlichen Taumel. Die Kluft zwischen Wirklichkeit und Konstruktion bzw. Traum ist hier eine ausdrücklich physische: ganze Straßenzüge biegen sich in die Vertikale auf, die physikalischen Gesetze aufgeho-

ben, der Raum aufgesprengt – verschoben – die Welt steht Kopf. Formal wie inhaltlich bestehen einige Parallelen zwischen den bildgewaltigsten Szenen des Films und Buschings Arbeit, die den Boden gleichermaßen aus den Wassern in die Frontale zu heben scheint.
Auch Hartmut Sys zartsilbern schimmernde Installation am Basketballfeld widmet sich dem Raum; zunächst vor allem, in dem sie ihn sichtbar macht und ins Bewusstsein rückt.

Zwischen dem Korbring des Tores und den Rändern der sich darunter befindlichen ovalen Absprungstelle hat der Künstler unzählige Verbindungslinien aus Eisendraht gespannt. Der auf diese Weise kegelförmig eingefasste und durchwebte Raum ist der ereignisreichste Ort des Spiels, denn ihn passieren alle Bälle, die ins Netz gegangen sind, auf ihrem Weg zurück zur Erde. Doch ins Sys Kegel scheinen die Kräfte in zwei Richtungen zu fliehen. Sprung und Fall, unten und oben sind einander ebenbürtig im kontinuierlichen Sog eines sich ewig auf sich selbst beziehenden Raums. Auch hier schwant ein leiser Taumel am Becken- bzw. Spielfeldrand.

Anders als in den meisten Sportstätten ist im Freibad die Natur (oder zumindest: die kultivierte Landschaft) oft nicht weit. Zwei Positionen der Ausstellung nehmen darauf im besonderen Maße Bezug. Beate Lein Kunz lässt einen Schwarm individuell gefärbter Tontauben über eine Wiese wandern. Die Schnäbel und Schädeldecken dieser so symbolträchtigen Tiere sind vergoldet. In unmittelbarer Nähe schaukeln dreißig aufgereihte, aus Gras geflochtene Zöpfe sacht im Wind, jeder verschieden, geflochten aus Gräsern unterschiedlichster Herkunft. Der abgeschnittene Haarzopf ist für viele ein Ausdruck von persönlicher Geschichte, von erlebter Dauer und von Wachstum. Nicht wenige hängen wohl auch deswegen an ihrem langen Haar; es erinnert sie im Sein an ihr Gewesen-Sein. Ein in seiner Geschichtlichkeit sehr christlicher Gedanke, könnte man finden.
In der buddhistischen Zen-Philosophie jedoch geht es darum, genau dieses Sein sein zu lassen zugunsten eines Seins, das frei von Spuren und ächzenden Sehnsüchten ist. Das höchste Ideal wäre hier ein Sein frei von Geschichte, frei vom Willen, frei von Leid. Ein friedliches wie friedvolles Sein. Aus der Leere in die Leere, das ist die ganze Reise, so beschreibt es der Titel dieser Arbeit und was sie uns zeigt sind dreißig Versionen dieser Reise, dreißig Wachstumsabschnitte zwischen Beginn und Neubeginn.

Für manche der Zöpfe wurde der Grasschnitt von den Freibadwiesen verwendet. Dem großen Sportschwimmbecken hat Salah Saouli dafür ein paar Gewächse implantiert, die dort normalerweise gar nicht wachsen – aber irgendwann vielleicht einmal. Caspar David Friedrich starb zu früh, um die Monet´schen Seerosen von Giverny kennenzulernen.

Anke Fountis´ Wander-Friedrich und wir sind jung genug um sie zu kennen, wenn wir Saoulis Schwimmrosenfelder betrachten, die in eigentümlicher Plastikpoesie auf den glitzernden Wasserkräuseln schaukeln. Schon jene impressionistischen Bilderträume ungestörter Natur – die verwunschenen Gärten und Feldalleen fern der Großstadt – entstanden vor und in Auseinandersetzung mit der Realität des Industriezeitalters. Sie waren Teil einer frühen Umweltschutzbewegung insofern, als dass sie mit einer beinahe renitenten Ausschließlichkeit das zeigten, was sie für schützens- und bewahrenswert hielten.
Auf den Gewässern dieser Welt schwimmt heute so einiges und das meiste davon ist – leider – alles andere als rosig. Auch Saoulis Arbeit verweist darauf, besteht sie doch aus einer Polymerverbindung, also Kunststoff. Dieser Kunst-Stoff allerdings ist auch metaphorisch zu verstehen, denn diese Schwimmpflanzen erzählen ebenso sehr davon, wie

die Natur sich mit beständiger Beharrlichkeit immer wieder Räume zurückzuerobern weiß, aus denen wir sie zuvor verdrängten. Wer weiß, vielleicht schwimmen wir eines Tages mit Seerosen…

Sicher ist mit abschließendem Blick zu Katrin Schmidbauers quietschblauer „Volley-Welle", die mit majestätischer Frechheit das reguläre Netz ersetzt und das Spielfeld wogend in zwei Hälften teilt, zumindest eines: Wir sollten definitiv eine Partie wagen – ein Spiel, einen Sprung vom Beckenrand und über ihn hinaus! Immerhin schwimmen wir hier alle leicht geblendet endlich einmal tatsächlich auf derselben Welle.

Isabel Groll / isabelmariagroll@gmx.de
Berlin, September 2024.